



Der „Zurl“, das Totengespenst der Urwaldzwerge.*)

Von Paul Schebesta.

Aus: „Bei den Urwaldzwergen von Malaya“. Mit 142 völlig neuen Abbildungen. Geheftet M. 13.50, Ganzleinen M. 16.—. F. A. Brockhaus, Leipzig.

In der Nacht wachte ich auf. Es war stockfinster. Nicht ein einziges Feuer im Lager sah ich leuchten, und, obwohl ich angestrengt über das Lager hinsarrte, konnte ich keine einzige Hütte erkennen. Mir war so eigenartig zumute; eben tastete ich nach Kerzen und Streichhölzern, um Licht zu machen, als ein klagender Laut, wie ich ihn noch nie gehört hatte, an mein Ohr drang, so traurig und weinend, daß ich erschauerte. Das war gewiß kein Mensch. Ich sah wie erstarrt und horchte. Es hatte aufgehört zu klagen, aber dann begann es wieder, und zwar jetzt zur rechten Hand, hoch oben im Bambus. Es klagte und weinte: juj... juj... juj... Ich erinnerte mich an Keladis Erzählung vom Zurl. Obwohl es mich gruselte, setzte ich mich aufrecht und horchte. Abermals, doch in entgegengesetzter Richtung, klang es klagend: juj... juj... juj... In unterdrücktem Tone rief ich nach Keladi. Keine Antwort. Schließen tatsächlich alle, oder verhielten sich alle ruhig, aus Angst vor der klagenden Stimme, die wie ein Ge-

spenst das Lager umkreiste und jammerte: juj... juj... juj...? Ich mochte eine Stunde lang dieser gespensterhaften Stimme, die sich in kurzen Abständen hören ließ, gelauscht haben, ehe sie verstummte.

Am Morgen erkundigte ich mich nach dem Gespenst, aber niemand wollte es gehört haben. Ich machte die Stimme vor. Pa Loa sagte: „Es wird der Rufang (Zibetsage) gewesen sein.“ — „War es etwa der Zurl?“ (Geist eines Verstorbenen) fragte ich. Kleine Antwort. Nein, es war nicht der Zurl. Niemand hatte ihn gehört oder wollte ihn gehört haben. Was war es also?

Ich verteilte Medizinien und gab den Kränksten Essen aus meiner Küche; als erste bedachte ich natürlich Keladi und Cenbis, da ich mutmaßte, daß sie der Krankheit in meinem Dienst während der letzten Flohfahrt zum Opfer gefallen wären.

Es war noch ein Mädchen mit schwerem Fieber im Lager, ein Kind von kaum vier Jahren, das Tempo hieß. Als ich sie besuchte, lag die Kleine auf dem harten Bambuslager und stöhnte. Ihr Kopf brannte. Ich war machtlos, da ich dem Kinde die bittere Medizin nicht einschlößen konnte. Vater und Mutter, die um das Kind besorgt waren, hatten auch allerlei Medizin zur Hand und vertrauten ihr mehr als der meinen.

In der Nacht stöhnte das Kind im Fieberwahn. Am Morgen berührte ich mich, es in Schweiß zu bringen. Es gelang nicht, daran waren die Eltern schuld, die immer wieder ihre Medizin anwandten. Am Nachmittag, da ich durch das Lager stapfte, sah ich, wie die Mutter das Kind so an den Armen hielt, daß es sich auf den schwachen Füßen halten mußte. Die Tante aber rieb die Gliedmaßen und den kleinen Körper so erbarungslos, daß Tempo vor Schmerz jammerte. Die Einreibung erfolgte mit einer Blutmedizin aus dem Saft einer Pflanze, Verot genannt. Ich schüttelte mißbilligend den Kopf: „Ihr bringt das Kind um!“ Die Tante schrie das jammernde Kind an: „Schau, der Gob (Fremde) ist da!“ Das sollte dem Gejammer ein Ende machen. Tempo schaute mich mit fiebernden Augen an, aber sie hörte nicht auf zu schreien.

Es dunkelte schon, als ich wieder

in die Hütte zu der Kranken trat. Sie war jetzt ruhig. Vor ihr kniete der Vater, spritzte mit dem Mund eine Flüssigkeit auf den entblößten Körper und rieb diesen dann ein. Das war eine Art Geisteraustreibung (jampi), wie sie die Negrito von den Malaien übernommen haben. Ich riet dem Vater, das bewußtlose Kind in Ruhe zu lassen, doch es nützte nichts. Die Krankheitsgeister sollten heraus.

Keladi sagte zu mir: „Der Vater ist ein großer Dummkopf (bedok).“ Frauen, die neugierig unter den Wetterschirm schauten, fragte ich, ob das Kind sterben würde. „Ja, es wird gewiß sterben.“ sagte eine. Kaum eine Stunde später hallte ein Jammern und Klagen im Lager wider. Die Großmutter des Kindes war die Urheberin. Neugierig trat ich aus meinen Luftschild. Schon dachte ich, daß das Kind gestorben sei, als Bunga schimpfend durch das Lager rief: „Was, die klagt schon, wo das Kind noch lebt?“

Vor dem Schlafengehen schauft du nochmals hin,“ jagte ich mir, nahm eine Tasse Wasser und kroch unter den Wetterschirm zu der Kranken. Zu beiden Seiten des Lagers loderten zwei mächtige Feuer. Von Zeit zu Zeit stöhnte die bewußtlose Kranke. Nun war ich überzeugt, daß sie nicht mehr lange leben würde. Ich schöpfte mit der Hand das kühle Wasser und begann das Haupt der Kleinen zu besuchten, wie man es bei Kranken tut. Dabei sprach ich ebenso unauffällig: „Angela, ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Ich ließ ein Tuch zur Bedeckung der Kranken zurück und entfernte mich stumm. Keiner der Zwerge ahnte, was eben vor sich gegangen war.

Ich schlief, wie gewöhnlich, den unruhigen Schlaf des Forschers. Mehrere Male wachte ich auf. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu der Kranken zurück. Am frühen Morgen fragte ich einen Vorübergehenden, wie es um die Kranke stünde. Er konnte keinen Bescheid geben. Etwas später kam Keladi, und auf meine Frage erwiderte er, daß sie schon hinausgegangen seien, um die Tote zu begraben. Das war für mich ein Peitschenhieb. Mein malaiischer Diener sagte noch: Vorhin sah ich den Vater, wie

*) Zu den letzten Resten der Urbevölkerung der Erde, Waldmenschen, die noch auf der untersten Stufe der menschlichen Kultur, in der „Bambuszeit“ leben, zu den schönen Orang-Utan Hinterindiens, zieht ein deutscher Forscher und es gelingt ihm, was seinen Vorgängern versagt blieb — den Schleier zu lüften von vielem aus dem Leben der Zwerge, was bisher noch unbekannt war. Sein Buch: Paul Schebesta, „Bei den Urwaldzwerger von Malaya“ (mit 142 völlig neuen Abbildungen und 1 Karte: M. 13.50, in Ganzleinen M. 16.—), dem wir mit Erlaubnis des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, diese Textprobe entnehmen, ist nicht nur völkerkundlich ein hochbedeutungsvolles Ereignis, sondern es ist ein Kulturdokument der Menschheitsgeschichte, ein Werk, dem eine lange, tiefgehende Wirkung beschieden sein wird. Eine ganz eigenartige Romantik liegt über dem Buch, die Romantik des echten Abenteurers.

er mit einer Last aus dem Lager ging.“ Auf meine Frage, was es sei, antwortete er: „Nichts.“

„Das war die Leiche,“ erklärte Keladi. Um jeden Preis wollte ich dem Begräbnis beiwohnen. Keladi und die anderen sagten aber: „Wir wissen ja nicht, wo sie es begraben.“ — „Ich muß aber hin, wir müssen sie suchen.“ So gingen denn Keladi und seine Frau mit mir aus dem Lager, in der Richtung, die die Familie mit der Leiche eingeschlagen hatte. Zwischen Dornestrupp und Gesträuch stiegen wir den anliegenden Hügel empor. Nach ungefähr zwanzig Minuten wurden wir auf einer kleinen Lichtung im Walde der Schar ansichtig. Abseits sah die Großmutter der Toten. Inmitten des Platzes waren zwei Männer dabei, das Grab zu schaufeln. Die sonst zum Baumschneiden dienende Art war so in den Stiel gesteckt, daß sie als eine Art Brechstange gebraucht werden konnte. Mit ihr wurde der harte Boden gelockert und mit den Händen ausgehoben. Die beiden Männer, Verwandte der Familie, lösten sich in der schweren Arbeit ab. Der Vater der Verstorbenen war fleißig daran, mit dem Buschmesser Bambus zu fällen und zu Bretchen und Matten zu spalten. Die Mutter, mit dem Säugling am Arm, ihre Schwester und das Brüderchen der Toten, hockten abseits. Traurig redeten die Frauen miteinander oder gaben den Männern Ratsschläge bei ihrer Arbeit. Schließlich fachten sie ein Feuer an.

Ich ließ Tabak holen, der an die An-

wesenden verteilt wurde. Bald hatte jeder eine dampfende Zigarre im Munde. Der Regent raucht eben bei jeder Gelegenheit.

Ich postierte mich ganz nahe am Grabe, da ich mir nichts entgehen lassen wollte. Mein Kostüm war nicht gerade das geeignetste für eine so ernste Begebenheit. Trotzdem freute ich mich, daß es mir endlich vergönnt war, Zeuge eines Begräbnisses der Drang-Utan zu sein. Das war ein Schauspiel, wie es bisher keinem Weißen zu sehen vergönnt war.

Mir gegenüber, am anderen Ende des Lagers, lag die Leiche der kleinen Angela auf einer Matte. Sie war mit einem Tuch bedeckt, das aber nicht jenes war, das ich ihr letzte Nacht geschenkt hatte.

Das Grab mochte ein halbes Meter tief sein, als man begann, eine Seitenrinne zu graben. Keladi, der, wie es schien, die Gebräuche genau kannte, gab bald hier, bald dort seine Anweisungen. Nachmals wurde die Länge der Leiche mit einem Stecken gemessen und dieser wiederholt ins Grab gesteckt, bis die Seitenkammer die entsprechende Länge hatte. Schließlich höhle man sie ein wenig muldenförmig aus.

Auf meine Bemerkung, daß das Grab nicht tief genug sei, erwiderte Lebeh unwirsch: „Die Erde ist zu hart, es geht nicht tiefer.“ Endlich gaben sich alle zufrieden.

Vater und Mutter machten sich nun an der Leiche zu schaffen. Sie wurde enthüllt und mit Wasser, das in einem Bambus bereitstand, abgewaschen. Einiges wurde ihr

in den offenen Mund gegossen, denn „sie muß zu trinken bekommen“, erklärte mir Keladi. Hierauf wickelte man sie so in die Matte und das Tuch ein, daß nur das Gesicht frei blieb. Unterdessen polsterte einer der Männer die Seitenrinne des Grabes mit Bambusmatten aus.

Zwischen den Männern entstand eine Wechsellrede, der ich nicht folgen konnte. Schließlich ergriff Keladi einen gespaltenen Bambus, legte Feuer darauf und streute Räucherharz, das man Kemunin nennt, darauf. Er stieg in das Grab, und indem er es austräucherte, sprach er:

„Sigoi, ka kemunin kelegn kudu.
Dja cub de pai, dja sedap de pai.
Dja de pai sumpign tanjogn lawod.
Na wa pentis de pai belab, makei.
kentede serig de pai.“

„Es räuchert das Kemuninharz im Grabe. Du bist nun dahingegangen. Du bist nun in Frieden dort am Meeresgestade, am Ort der untergehenden Sonne, dort, wo keine Tiger sind und keine Krankheiten und kein Leid. Nun steckst du rote Blumen in dein Haar, Tanjogublumen vom Meeresstrand. O daß doch niemand anderes mehr krank werden möchte! Wer sollte dich auch erzürnen wollen?“

Wenn mich die Pietät, mit der man die Leiche behandelte, auch überraschte, so war ich doch durch die eben ausgeführte Zeremonie zu Tränen gerührt.

Der Sieg des Lebens.

Von Willi Leh.

Der Moralist möge klagen, der Gottesgelehrte fluchen, der Skeptiker lachen und sich sonst jeder in gewohnter oder ungewohnter Weise betätigen — die Aussichten für einen Weltuntergang werden immer geringer.

Der Naturforscher ist Zeuge. Die Wirbelstürme und Erdbeben, die die ganze Erde abzumurken sollen, wollen nicht kommen. Das Meer will nicht austrocknen, aber auch nicht alles überflutet werden, und die Eiszeit fühlt sich anscheinend in Grönland so wohl, daß sie nicht an Italienreisen denkt. Mit den astronomischen Katastrophen ist es noch schlimmer. Der Mond weigert sich hartnäckig, wie mancher Abgeordnete, seinen Platz zu verlassen und uns auf den Kopf zu fallen, wie es die Welteisleute doch so nötig für ihre Theorie brauchen, die Sonne denkt einfach nicht daran, kälter zu werden (2 Grad jährlich sind Vorchrist, aber die hat sie wohl nicht gelesen), und die schrecklichen Kometen wird Hagenbed wohl nächstens einfangen lassen und dreßieren. Also eine Katastrophe größeren (wirklich weltbedeutenden) Ausmaßes — no, also höchst ungern.

Und wenn, dann würde das Leben mit ihr fertig werden. Wie, das haben wir schon einmal vorgemacht bekommen bei einem kleinen Privatweltuntergang im fernen Irkutsk.

Es war 1885 im August, mitten in der blauen Sundajee. Die Vulkaninsel Krakatau explodierte buchstäblich. Raum die Hälfte blieb von ihr übrig. Der Rest wurde 20 Meter hoch mit Asche und glühendem Bimsstein bedeckt. Ein Inselchen in der Nähe, „Verlaten Eiland“, wurde ebenso verschüttet, eine 30 Meter hohe Flutwelle vernichtete auf Java und Sumatra 40.000 Menschenleben. Bis Ceylon hörte man den Donner der Katastrophe. Bis nach Kalifornien und Frankreich kam der Rest der Flutwelle. Wenn jemals ein Eid unbedingt sicher war, kein

jahrlängiger Falschheid zu sein, so war es der, daß kein Lebewesen auf Krakatau und Verlaten Eiland am Leben geblieben war. Nun war es dem Direktor des Botanischen Garten zu Boizenburg bei Batavia vergönnt, auf zwei Expeditionen zu beobachten, wie die Natur das Stück toter Welt zurückeroberte.

Drei Jahre nach dem Unglück tat er die erste Fahrt. Da war auf Krakatau schon „etwas los“. Auf den Bimsstein- und Lavabroden klebten saure- und kopfgroße schwarzgrünliche Gallertklumpen, Algenkolonien. Ferner hatten sich elf tropische Farnearten eingefunden, zwei Gräser und vier Blumen. Alle hatten sich schon nach Möglichkeit ausgebreitet — diese im Innern, am Strande war der Fels von 11 Sorten verschiedener Strandpflanzen erklettert worden.

Elf Jahre später die zweite Fahrt. Da fanden sich außer den schon vorher dagewesenen Anisfeldern noch eine Wolfsmilchart, Pandanus, Trichterwinden, Leguminosen, Gräser, sogar Kokospalmen, Farbhölzbäume, Zuckerpalmen, Mangos, Eichen und alles mögliche andere. Weiter im Innern Erdorchideen und große Korbblütler inmitten kleiner Farnwälder. Verlaten Eiland hatte außerdem noch kleine Welten von Kasuarbäumen, die eigentlich in Australien heimisch sind.

Der Generalappell, ergab: 22 Algen, 12 Farne und 50 Blütenpflanzen. Vor 11 Jahren waren es 8 Algen, 11 Farne und 15 Blütenpflanzen gewesen. Als Transportwege der Sporen und Samen fand man heraus: Für alle Algen, Farne und 17 Blütenpflanzen den Wind. Für 32 der letzteren die Wellen, und für den Rest Transport durch Seevögel und Flughunde. Eine Tierstatistik liegt mir leider nicht vor. Man wird an das denken müssen, das da fliegen oder schwimmen kann.

Wenn es einmal durch ungeahnte Möglichkeiten einem ganzen Planeten so schlecht gehen sollte, so helfen die anderen aus, wie hier die Nachbarinseln; sie senden Bazillen durch den

leeren Raum, und dann beginnt eben das Entwicklungsvergnügen von neuem.

Also, Leser, vernimm die Geschichte traurigen Ausgang. Du bist, da du dies liest, noch lebendig und gehörst somit zur Angelegenheit „Leben“ — und das ist eine Sorte, die sich nicht unterkriegen läßt. Und dein eigenes Leben wirst du wohl auch zu Ende leben müssen — schade, man wäre ganz froh, auf eine so anständige und vornehme Art, wie es ein Weltuntergang doch nun einmal wäre, dem Jammerthal zu entweichen.

Aber es hätte ja keinen Zweck, denn nach uns würden doch nur andere kommen, die den selben Wunsch hätten.

Mühle.

In einem Leipziger Kaffeehaus sitzen seit mehr als zwei Jahren tagtäglich zwei Freunde und spielen Schach. Und seit nahezu zwei Jahren läßt sich um dieselbe Zeit am Nebentisch ein Herr nieder, der das Spiel der beiden mit äußerster Interesse verfolgt. Zuerst haben die Spieler das unangenehm empfunden — aber allmählich haben sie sich so daran gewöhnt, daß sie direkt nervös werden, wenn der Riebitz sich einmal verspätet oder — in ganz seltenen Fällen — gar nicht kommt. Seit einem halben Jahr grüßt man sich sogar mit einem leichten Kopfnicken — ohne freilich je ein Wort zu wechseln. So geht das, wie gesagt, seit zwei Jahren.

Da — urplötzlich — geraten die Schachspieler eines Tages in Streit. Heftige Worte fliegen hin und her. Und schließlich wendet sich der eine Beistand suchend an den Riebitz: „Na, was sagen Sie denn dazu?“

„Entschuldigen Sie gütlich, meine Herren,“ meint der Riebitz mit verlegenem Lächeln, „da kann ich Sie gar nichts sagen —: ich spiel ja nämlich nicht Mühle — — —“

Zwei Mordfälle.

Von Alfred Polgar.

Dem Buche „Orchester von oben“, von Alfred Polgar, mit besonderer Erlaubnis des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, entnommen.

Der Teufel im Leibe.

Hier sind während der letzten Monate ein paar blutige Verbrechen geschehen, und es waren durchaus junge Leute, um zwanzig herum, die sie verübten.

Die Zeit ist finstern und der Raum eng: so tappt der Mensch im Dunkeln und stößt den Kopf an Mauern. Mancher nimmt den Revolver, schießt ein Loch in die Welt, macht sich Lust.

Zudem hat sich die Währung des Nervensystems sehr verschlechtert. Früher bekam der wilde Mensch für eine Ohrfeige, die er sich leistete, eine ganze Menge Entspannung, mit einem Fausthieb schon erwarb er seinen Hunger nach Gewalt Sättigung. Jetzt kostet der gleiche Effekt mindestens einen Messerstich oder Revolvererschuß. Und der Verbrecher, wissend, daß heute ein mit geringen Mitteln begonnenes Unternehmen nicht auf Erfolg rechnen kann, investiert in sein Geschäft gleich etwas Mord.

Viele sagen, an so leichter Entschlossenheit der Zwanzigjährigen zur Bluttat habe der Krieg die Schuld. Wahrscheinlich ist es so. Gewiß aber ist, daß die Erziehung der Knaben keine Schuld daran trägt, daß sie Verbrecher wurden. Unter den jungen Mördern von heute sind streng und gut Erzogene, Geprügelte, Verhärtselte, Kinder aus wohlhabenden und aus armen Hause, Sprößlinge religiöser und Sprößlinge freigeistiger Eltern, solche, die nach konservativen und solche, die nach neuesten Methoden der Kinderseelenlehre behandelt wurden. Es ergibt sich ein läßliches Debakel aller Pädagogik, Liebe und Hiebe treffen gleicherweise ins Leere. Der Mensch denkt, aber Gott lenkt und der Scharfrichter henkt. Unter den Affen des Urwaldes wird dieses Kind ein seelenvoller Tarzan, im Lyzeum jenes ein niedriger Haderlump. Das Individuum ist fertig, wenn es beginnt . . . und „erziehen“ kann nichts anderes heißen, als, wie Peter Altenberg sagte: „Organischem Wachstum lauschen.“

Im Menschenblut leben gefährliche Bakterien. Aber es leben in ihm auch Feinde der Bakterien, die sie unschädlich machen. Ähnlich vielleicht hat man sich den sozusagen gesunden, fitlichen Organismus vorzustellen, als Wohnstadt von Giften und Gegengiften. Fehlen die Antitoxine: Küsse, Schläge, Religion und Psychoanalyse werden Erkrankungen nicht hindern.

Ein zwanzigjähriger Mensch, Sohn gültiger Eltern — der Vater war Professor — sticht seine Geliebte tot, um Geld, das ihr als Kontoristin anvertraut war, zu rauben. Er versucht gar nicht, es ihr irgendwie abzulisten, er erwägt gar kein anderes Mittel, zur Beute zu kommen, als das radikalste. Auf der Treppe, vormittags, fällt er über das Mädchen her, stößt ihr das Messer mit Wucht in den Hals, damit sie nicht schreien könne, und da sie doch schreit, haut er sie auf den Kopf und preßt ihr seine Faust in die Zähne. Dann, das Gerächte in der Tasche, geht er ins Bad, kauft Wäsche und Kleider, besucht abends das Theater (Die heilige Johanna von Bernard Shaw), hernach ein Kabarett, verbringt die Nacht mit einer Prostituierten im Hotel und erscheint anderen Tages zur gewohnten Schachpartie in seinem Stammkaffeehaus. Die spielt er noch, dann wird er verhaftet. Zwanzig Jahre Zuchthaus.

Die Psychiater erklärten ihn für gesund. In der Tat, von keiner Art Geisteskrankheit waren

an ihm Symptome zu merken. Er dachte logisch und handelte zweckmäßig. Er kannte und empfand die Leiden und Freuden des normalen Menschen, das Essen schmeckte ihm, die Sonne wärmte ihn, und wenn kalter Wind ging, stellte er den Mantelstragen hoch. Helles schien ihm hell und die Finsternis dunkel, wenn er die Straße überquerte, wich er, scharf nach rechts und links spähend, mit vernünftiger Bewegung den Wagen aus, die Pöflichkeit des Händchens belustigte ihn, er pflegte Freundschaften und Beziehungen, das spannende Buch erregte in ihm Spannung, er weinte im Kino und lachte über Witze, er war ein intelligenter Sprecher und höflicher Zuhörer, er hatte kleine Talente, Ehrgeiz, Geschäftlichkeiten, kurz, er schien eingesponnen in ein verschlungenes, maschindichtes Geflecht von Ordnungen. Nichts an dieser kühlen Seele, aus der Empfindung, Wunsch und Wille in gewöhnlichen, gemeinen Varietäten wuchsen, deutete auf vulkanische Gefahr . . . plötzlich, wie eine Stichtlamme höllischen Feuers, schlug aus ihr die Tat.

Das Mittelalter aber glaubte an Dämonen und Teufel, die im Menschen Quartier nehmen. Unsere Gerechtigkeit indentifiziert den Menschen mit dem Dämon von dem er befallen ist. Sie unterhält Zuchthäuser für Dämonen und besetzt den Satan durch Dunkelzelle und hartes Lager. Was ist dümmere: Der Versuch, den Teufel auszutreiben, oder der, ihn einzusperrn? Unter großer Teilnahme der Bevölkerung wird das Opfer begraben. Der Leichenzug geht nicht den kürzeren Weg zum Friedhof, sondern macht einen kleinen Umweg: er wird durch die Straße geführt, in der die Ermordete einen Hausanteil befallen hatte. Mit letztem Gruß grüßt die Ewigkeit das Zeitliche: Aho Hausanteil! Shale-spere steht beschämt. Zu einem Zeichen von so gewaltiger makrobroter Lächerlichkeit hat er das Leben und Sterben niemals ineinanderzuschlingen vermocht.

Drei Tage.

Im südöstlichen Randgebiet der Republik Oesterreich, dort, wo sie, mit Respekt zu sagen, schon an Ungarn grenzt, ereignete sich folgender krimineller Vorfall:

Ein Mann und ein Einbrecher, von dem auch sonst nichts Gutes zu berichten ist, ein roher, primitiver, aus sehr Gemeinem gemachter Mensch, erschloß seine Geliebte. Die Häfcher, die ihn greifen wollten, hielt er sich mit dem Revolver vom Leibe und verzog sich in die Wälder um die gute Stadt Wiener-Neustadt. Dort stöberten sie ihn wiederholt auf, wechselten ein paar Kugeln mit dem Hartnäckigen — die Gendarmen trugen schmerzhafteste Beweise seiner Zielsicherheit heim — konnten ihn aber nicht erlegen oder fangen. In den Dörfern der Gegend, wo der Mörder Unterschlupf suchte, wurde er des öfteren gesehen. Die ihn erkannten, liefen sogleich zur Polizei und wiesen ihr die Fährte; erschienen die Verfolger, war das Nest (ein Heulager, ein Graben, ein Holzstapel im Walde) leer, und nur Zigarettenstummel, Papiersecken, ausgeschossene Patronenhülsen bezeugten, daß Wiedemann, so hieß der fürchtbare Mensch, hier gestrast (wenn auch, weiß Gott, nicht gerührt) hatte. Er trug einen großen grauen Schlapphut, und daran erkannten ihn die Dörfler und Gendarmen von weitem schon. Warum er, der doch wahrlich viel von sich abgeworfen hatte, gerade den verräterischen Schlapphut nicht lassen wollte, wird man nie

erfahren. Vielleicht schöppte er aus solchem romantischen, wilden, trügigen Gut — seit langem ein Wahrzeichen für Künstler, Räuber, Revolutionäre und andere schreckliche Kinder (Enfants terribles) Gottes — vielleicht also schöppte er aus dem Schlapphut, der Rechts nach seiner Form, aber a contrario seines Inhaltes so hieß, Kräfte des Widerstandes und des Zustaments gegen die Ordnung, aus der er gesprungen war. Einmal näherten sich ihm die Verfolger, als er gerade die Schuhe von den Füßen getan hatte. Nach etwas Knüttelwechsel — der war zwischen ihm und seinen Jägern schon so wie „Habe die Ehre“ und „Oh, ganz meinerseits“ — entließ er barfuß. Er hatte die Chance, einen Ortsfremden zu begegnen, der durch den Anblick des elend abgeheften Bagabunden und des Revolverchaftes, der dem Kerl aus der Tasche sah, zwiefach bewegt, ihm die eigenen Stiefel überließ. Das letztemal in den Siedlungen wurde Wiedemann gesehen, als er in einem Laden drei Semmeln und eine Wurst erstand. Er bezahlte bar, doch kam er nicht mehr zum Genuß der Mahlzeit, Gendarmerie, Militär und Radfahrerpelizei, ein paar hundert Mann vielleicht, hatten Wald und Wiesen umstellt, rückten in dichter Treiberkette konzentrisch vor, es gab kein Entrinnen, außer in die Erde hinab oder in den Himmel hinauf. Als sie ihn auf Schußweite nahe hatten, erwiderte er die Aufforderung, sich zu ergeben, mit dem Revolver. Ein Gendarm schoß ihm die Waffe krumm. Aus dem verbogenen Revolverlauf — wie das möglich ist, verstehe ich nicht, aber der offizielle Polizeibericht behauptet es — knallte sich Wiedemann eine Kugel in die Schläfe. Bei dem Toden fand man noch ziemlich viel Munition, drei Semmeln und eine Wurst.

Ich erzähle die Geschichte nicht nur, weil sie immerhin seltsam ist, denn daß einer mitten im friedvollsten Niederösterreich in die böhmischen Wälder geht, ist nicht Alltägliches, sondern auch, weil sie ausgezeichneten Stoff für ein Schauspiel neueren Stils zu geben scheint. Tausendmal interessanter als der Kaiser Jones, der vom Urwald gejagte und erlegte, wundergläubige Neger (den Herr O'Neill aus den USA. erfunden hat), ist dieser ihm schicksalsverwandte Wiedemann, der nicht an Wunder glaubte, aber auch nicht an Zivilisation, der den zahmen Wäldern um Wiener-Neustadt seinen Urwald imaginierte, gewissermaßen von seiner Tat hinausgeschleudert aus der Zeit, in der er lebte. Hier steht der Held eines wahrhaftigen Einpersonendramas, ein einzelner gegen alle und gegen das Nichts, völlig gelöst aus jedem Zusammenhang, abgelehrt jedem Gesicht, das nicht das seine ist, ein Feind des Lebens aus fürchterlichem Willen zu ihm.

Seine Gegenspieler: Stimmen, Schritte, Schatten der Verfolger und derer, die es sein könnten. Ort der Handlung: zwischen Hoffnungslosigkeit und Wiener-Neustadt. Dauer: die Ewigkeit dreier Tage. Und denkt nun an diesen abgesprungenen Splinter Mensch in seiner Allverlorenheit! Wie ihn jede Erscheinung heim sucht: der Rauch aus den Schornsteinen, die himmlische Sorglosigkeit weidender Tiere, der höhnische, Fahrt und Ferne singende Pfiff der Eisenbahn, der Telegraphendraht, durch den die Stedbriefe laufen, die Lichtschimmer aus dem Gasthaus, wo jetzt die Gendarmen sitzen und sich den Biersecham aus dem Schnurrbart wischen, das Rattern der Autos, in denen die reichen Leute davonfahren, wohin sie wollen . . . Jeder Bißchen, den seine Sinne füttern, schmeckt nach Henkersmahlzeit. Und er sitzt in der Welt wie in einer Falle. (Doch ist das nicht nur Mörders Los.) Vielleicht war es anders. Vielleicht hielt der schlechte Mensch seine Sache gar nicht für aussichtslos, bemerkte weder die himmlische

Sorglosigkeit weidenden Tieres, noch den Rauch aus friedvollen Hütten, dachte bloß an Semmeln, Würst und Entkommen, sah im gespannten Sahn seines Revolvers das einzig Spannende der Situation, kurz, taugte wenig zum dramatischen Helden.

Aber wer ohne Dichters Lügenhilfe taugt denn schon dazu?

Stammitisch-Wissenschaft.

„Hoho! Ich bitte Sie! Das kann man doch nicht alles über einen Kamm scheren! Der Eskimos z. B. frißt in seinem kalten Grövaland täglich fünfzehn Pfund fettes Fleisch. Nun sagen Sie mal selber: Können Sie das vertragen? Nicht wahr, davon würden Sie glatt krank werden?! Aber der Eskimo wird nicht krank. Und wenn Sie ihn wegschaffen wollten aus der kalten Zone, dann geht er ein oder verkommt. Darum ist es am besten, man läßt ihn da, wo er nun eben ist.“

Der Regier wiederum — der hält vierzig Grad Hitze aus, seufzte, schwere Hitze und kann dabei noch feste arbeiten. Na, das könnten wir alle beide nicht! Wir würden auf der Stelle hin sein. Und nun nehmen Sie mal den Regier da weg! He? Er würde ungejund werden bei uns, er würde an allen Lastern zugrunde gehen. Also muß er da bleiben, wo er ist, denn das ist seine Natur!

Na ja, sehen Sie! Und genau daselbe ist es mit den Arbeitern. Man muß die Leute nicht immerzu bemitleiden. Das ist grundfalsch. Sehen Sie, was wir können, das können die nicht. Und was die können, das können wir nicht. Ich habe mich schon oft gefragt, wie die Leute durch den Winter kommen mit schlechten Schuhen und ohne Mantel. Oh, aber sie kommen durch! Und dann die Arbeit! Ich würde verückt werden dabei. Und die Wohnung! Und der Lohn! Ich glaube, ich könnte was oder hängte mich auf. Aber die —! Sehen Sie, die sind wie die Eskimos und die Regier zusammen. Darum soll man sie so lassen, wie sie sind. Sparjam, arbeitsam und bescheiden. Sie sehen ja, daß es geht! Na, dann lassen Sie es doch, bitte, so weitergehen! Das ist einfach Natur bei diesen Leuten. Aber durch das ewige Heßen werden sie natürlich erst begehrlisch gemacht, und wenn die verschl. . . Noten nicht wären, dann hätten wir überhaupt gar keine soziale Frage und lebten viel ruhiger. Das ist meine Meinung.“ Lukrez.

Was mancher nicht weiß.

Ein frauenloses Land ist das Gebiet der ins Ägäische Meer vorspringenden Halbinsel Chalkidike, auf deren Südspitze sich der heilige Berg Athos erhebt. Um den Berg herum liegt die Mönchsrepublik Athos, die von etwa 5000 Mönchen bewohnt ist. Eines der Hauptgesetze dieser Klöster ordnet nun an, daß die Klöster sowohl wie auch der ganze zum Klostergebiet gehörende und weit ausgebehnte Umkreis von keiner Frau betreten werden dürfen. Dieses Gesetz erstreckt sich sogar auf alle weiblichen Haustiere, so daß es dort keine Kuh, keine Gselin und auch keine Henne gibt.

Verschiedene Indianerkämme betrachten es als den Gipfel der Unanständigkeit, wenn die Schwiegermutter mit ihrer Schwiegertochter spricht.

Verschwindet das Segelschiff aus dem Ozeanverkehr? Gegenüber der 33-Stundenahrt Lindberghs von New York nach Paris mutet die Fahrzeit auch der schnellsten Ozeandampfer wie ein Schnecken tempo an. Ein Segelschiff hat jetzt zur Ueberfahrt von Australien nach Irland

88 Tage gebraucht. Das ist für ein Segelschiff eine beachtliche Leistung.

Meerwasser enthält von jeinem Gewicht etwa 3 1/2 Prozent Salz. Noch in vielen Ländern wird das Meerwasser durch natürliches Verdunsten des Seewassers in flachen Becken und daran anschließendem Einkochen in Kesseln gewonnen.

Eine Versicherung für unverheiratete Frauen gibt es in Dänemark. Die Versicherten, die unverheiratet geblieben sind, erhalten nach ihrem vollendeten 40. Jahr wöchentlich 10 Mark ausbezahlt.

Allerlei.

Die Bevölkerung der Sowjetunion. Nach den Angaben des Leiters der Statistischen Zentralfstelle, Ossinski, über die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung in der Sowjetunion im Jahre 1926 beträgt die Einwohnerzahl der Sowjetunion 144.805.000 Personen, während das gegenwärtige Gebiet der Sowjetunion im Jahre 1897 von 104.100.000 und im Jahre 1914 von 135.600.000 Personen bevölkert war. Auf Sowjetrußland entfallen davon 99.670.000 Personen, d. h. 69 Prozent der Gesamtbevölkerung der Sowjetunion, auf die Ukraine 28.879.000 Personen oder 20 Prozent der Gesamtbevölkerung, auf Transkaukasien 5.791.000 (4 Prozent), auf Weißrußland nebst dem von Sowjetrußland abgetretenen Gebiet 4.926.000, auf die Ukraine nebst dem Gebiet Tadschikistan 4.562.000 und auf Turkmenien 987.000 Personen.

Das Kirschblütenfest der Japaner. Die Blüte der Kirsche gilt den Japanern als die feinste und vornehmste aller Blüten und daher wird sie auch überall in der Kunst nachgeahmt. Man hat die Kirschblüte in Japan auch mit mancherlei Schmeichelnamen, wie strahlender Schnee usw. bedacht. Kommt der Tag des Kirschblütenfestes, so ziehen die Japaner hinaus an die Orte, wo Kirschbäume stehen und feiern dort ihr Frühlingsfest. Ueberall, wo ein paar Kirschbäume angepflanzt sind, lassen sich auch Männer, Frauen und Kinder nieder. Es werden Frühlingslieder angestimmt und Lobsprüche für den Kirschbaum gesungen. Frauen haben zu Hause kleine Kuchen gebacken, die nun hier beim Umgehen der Zeckanne verzehrt werden. Am Kirschblütenfest ruht auch der Keruiste einmal von seiner Arbeit aus, um mit Freunden und Bekannten lustig und ausgelassen zu sein. Richtige Volksfeste entstehen an Stellen, wo Kirschbäume in großer Zahl stehen. Dorthin strömen hunderte und tausende Familien. Alles lagert sich auf die Erde. Musiker spielen fröhliche Lieder, es wird getollt und gesprungen, die Händler mit Sake, mit Reisbier, haben alle Hände voll zu tun, um die Kundenschaft zu befriedigen. An solchen Orten erscheinen auch stets vielerlei Masken, Männer humpeln in Frauenkleidern einher, und junge Burschen haben sich die Kleidung von Mädchen angezogen.

Weiteres.

Englischer Humor. „Hallo, alter Junge, wie kommt denn du hierher?“ fragt ein Herr einen Freund, den er zufällig im Seebad trifft. „Ich bin auf der Hochzeitsreise“, antwortete der Freund. „Und deine Frau?“ — „Sie ist in London; einer muß ja doch schließlich im Geschäft bleiben.“

Von der Verlojung ausgeschlossen. Ein Handwerksmeister erhielt von einem feinen Kunden, dem er einen dringenden Mahnbrief geschrieben hatte, folgende Antwort: „Alle Rech-

nungen werden bei mir aufgetapelt. Am Neujahrstage beauftrage ich meinen Diener, aus dem Stapel mit geschlossenen Augen drei Rechnungen herauszugreifen. Diese drei Rechnungen werden dann im Laufe des Jahres bezahlt. Wenn Sie es noch einmal wagen, mir solche dreiften Mahnbriefe zu schreiben, dann werden Sie von der Verlojung ausgeschlossen.“

Pech. Er: „Mir ist eben was schrecklich Unangenehmes passiert. Ich sage zu einem Herrn: Mir scheint, der Hansherr ist ein alter Geizhagen, und da war's der Gastgeber selber, zu dem ich sprach.“ — Sie: „Ach, Sie meinen meinen Mann?“

Der Papa hat in den nächsten Tagen Geburtstag und seine beiden Jungen wollten ihm auch was schenken. „Papa“, fragt der ältere, „was möchtest du am liebsten haben?“ — „Zwei sehr artige Jungen“, ist die Antwort. — „Auch kein! Dann sind wir vier!“

Der Subilops bringt es an den Tag. „Mr. Hibald“, sagt die Gattin des Dichters streng, „habe ich es heraus, daß du meinen Kamm benutzt; er ist immer voll langer Haare.“

Unbewußt. „Ich bin ja ganz außer mir, da ich höre, daß Peter mit deiner Frau durchgegangen ist. Ich dachte immer, er wäre dein bester Freund.“ — „Das ist er auch, aber er weiß es jetzt noch nicht.“

Allerlei Hausrezepte

Badewannen aus Porzellan oder Emaille lassen sich schnell und leicht mit einem in Essig getauchten Tuch reinigen.

Emaillierte Kochtöpfe sollten nie mit kaltem Wasser gefüllt werden, solange sie noch heiß sind. Man lasse sie nach dem Entleeren der Speisen erst austühlen, bevor man sie einweicht, weil sonst die Emaille platzt und abspringt.

Ragenschmerzen, sofern sie leichter Natur sind, werden durch Auflegen erhiteter trockener Sandsäckchen gemindert. Bei hartnäckigem Auftreten aber muß man zum Arzt gehen, da dann sicherlich ein ernstes Leiden vorhanden ist.

Sparjamkeit in der Küche: Auf alle in Gebrauch befindlichen Kochtöpfe stelle man anstatt eines Deckels einen mit Wasser gefüllten Topf oder Kessel. Man erhält auf diese Weise ohne Extragasaverbrauch heißes Wasser zum Abwaschen.

Ueble Gerüche aus Steingutgefäßen entfernt man durch Auspülen mit Salzsäure (Gift) oder, wenn man diese nicht im Hause haben will, durch Auspülen mit einer Lösung von übermangansaurem Kali.

Rätsel-Ede.

Magisches Quadrat.

E	E	E	E	E
F	F	G	I	I
I	I	K	K	L
N	N	N	N	O
O	P	R	S	S

Die 25 Felder des Quadrates sind mit den nebeneinanderstehenden Buchstaben derart auszufüllen, daß sich von links nach rechts und von oben nach unten Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. ein Wort, das eine Richtung bezeichnet; 2. weiblicher Vorname; 3. Berg in den Transylvanischen Alpen; 4. Zubehör der Kleidung; 5. Reinigungsmittel.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Ergänzungsrätsel. 1. Sternhunde, 2. Osterfeuer, 3. Westerland, 4. Voesterung, 5. Finissteure, 6. Vorgesestern, 7. Geschwister.